

„Mit Argumenten überzeugen“

Ein Gespräch mit Professor Hans-Joachim Höhn über Theologie und Kirche heute

Durch die Diskussion um das Theologen-Memorandum ist die Frage nach der Aufgabe von Theologie in der Kirche neu virulent geworden. Wozu braucht die Kirche Theologie, und wo müsste heute Theologie ihren Schwerpunkt setzen? Darüber sprachen wir mit dem Kölner Theologen Hans-Joachim Höhn. Die Fragen stellte Ulrich Ruh.

HK: Herr Professor Höhn, vor einigen Wochen haben sich katholische Theologen in einem Memorandum mit Reformforderungen zu Wort gemeldet. Eine ähnliche Aktion gab es schon vor zwanzig Jahren mit der „Kölner Erklärung“. Warum kann es Theologen nicht kalt lassen, wie es um die Kirche steht?

Höhn: Weil sie selber zu dieser Kirche gehören, in ihr zum Glauben gekommen sind und gleichzeitig auf den unterschiedlichsten Ebenen mit den Konflikten, Krisen und Pathologien der Kirche konfrontiert werden. Insofern ist es nur zu verständlich, wenn sie nicht nur von der Tribüne aus die Entwicklungen in der Kirche verfolgen, sondern sich auch als Betroffene artikulieren. Der Druck ist einfach zu stark geworden,

und das hat zu dieser für die Theologenzunft unüblichen Aktion geführt.

HK: Die katholische Theologie ist gerade in Deutschland mit ihren vielen Fakultäten und Instituten institutionell gut aufgestellt. Aber hat ihre Stimme im kirchlichen Betrieb wirklich auch Gewicht?

Höhn: Hier muss man differenzieren. Es gibt viele Kolleginnen und Kollegen, die auf unterschiedlichsten Ebenen engagiert sind. Das beginnt in der Pfarrgemeinde und setzt sich fort in der Mitarbeit in der theologischen Erwachsenenbildung, in den Beiräten von Katholischen Akademien, in den

synodalen Gremien, in der Priester- und Lehrerfortbildung. Theologen sind auch als Berater der verschiedenen Kommissionen der Bischofskonferenz tätig. Man kann dort durchaus Relevanz erleben und eigene Optionen bei der Er-

Hans-Joachim Höhn (geb. 1957) ist seit 1991 Professor für Systematische Theologie an der Philosophischen Fakultät der Universität zu Köln. 1984 wurde er in Freiburg promoviert; 1989 Habilitation und Erteilung der *venia legendi* im Fach Christliche Gesellschaftslehre. Von 1986 bis 1990 war er Pastoralassistent/-referent im Bistum Limburg.

arbeitung kirchenamtlicher Stellungnahmen einbringen. Das gilt allerdings nicht im gleichen Maß bei den gegenwärtigen Umbauten in den Organisations- und Aktionsformen der Kirche. In der kirchlichen Bürokratie dominiert eine eigene Theologie, die einseitig eine Theologie des kirchlichen Amtes ist. Sie mutet der Kirchenbasis in vielen Punkten Veränderungen zu, um an einem Punkt

nichts ändern zu müssen: am Zugang zum kirchlichen Amt und am Zuschnitt seiner Ausübung. Zeitweise hat man sich bei der Planung neuer Kirchenstrukturen lieber von McKinsey Ratschläge geben lassen als sich mit Vertretern der Theologie zu beraten. Dabei wäre hier doch vor allem die Pastoraltheologie herausgefordert. Sie hat über Jahrzehnte hinweg die Gemeinde als ideale Sozialform für das Christsein propagiert und sieht sich gegenwärtig damit konfrontiert, dass sich die Kirchenleitung in rasantem Tempo von diesem Ideal verabschiedet.

HK: *Hätte nicht neben der Pastoraltheologie gerade auch die Kirchengeschichte Hilfreiches beizutragen? Sie könnten doch im Rückblick zeigen, wie viel sich in den einzelnen Epochen an der Gestalt von Kirche unter den jeweiligen Verhältnissen geändert hat...*

Höhn: Im historischen Längsschnitt wird die Relativität von Kirchenstrukturen sichtbar, aber auch die Notwendigkeit von Veränderungen. Es würde sich vermutlich manches innerkirchlich entkrampfen, wenn man stärker auf den Hinweis von Historikerinnen und Historikern hören würde: Jede Tradition in der Kirche hat einmal als Innovation angefangen!

„Wie soll sich die Kirche in einer Zivilgesellschaft aufstellen?“

HK: *Und wie sieht es mit der kirchlichen Ausstrahlung der systematischen Theologie aus? Interessiert es wirklich jemanden außerhalb der eigenen Zunft, was Dogmatiker heute über den Glauben denken und schreiben? Ist ihre Arbeit den gegenwärtigen Herausforderungen gewachsen?*

Höhn: Es gab in den letzten Jahren in unserer Gesellschaft zwei gegenläufige Tendenzen. Zum einen ein neues Interesse an Re-

ligion, zum andern die Provokation durch einen neuen Atheismus. Die systematische Theologie hat vielleicht zu wenig wahrgenommen, dass sich in diesem Atheismus die naturalistische Wende in verschiedenen Wissenschaften bemerkbar macht. Im „neuen“ Atheismus wurde vielfach nur eine Neuaufgabe der religionskritischen Klassiker gesehen, denen man mit den bekannten Gegenargumenten beikommen wollte. Das genügt aber nicht für einen kritischen Umgang mit den naturalistischen Reduktionismen, wie es sie allenthalben gibt. Eine andere wichtige Baustelle für die systematische Theologie ist eine Neubestimmung des Verhältnisses von Kirche, Staat und Gesellschaft. Im säkularen Rechtsstaat befindet sich nicht mehr der Altar neben dem Thron. Hier steht die Kirche nicht mehr neben den staatlichen Instanzen, sondern bestenfalls ihnen gegenüber. Ein innerkirchliches Hirtenamt legitimiert keineswegs von sich aus den Anspruch auf ein gesellschaftliches „Wächteramt“. Es ist eine eminent ekklesiologische Herausforderung, wie sich die Kirche in einer Zivilgesellschaft aufstellt. Eine dritte Baustelle ist die Theologie der Religionen und die Bestimmung von Nähe und Distanz zum Islam. Bei all diesen Themen geht es buchstäblich um Gott und die Welt, um Religion und Moderne, um Integration und Exklusion. Ich bin sicher, dass diese Themen von mehr als nur theologischer Bedeutung sind.

HK: *In der Diskussion über das Memorandum der Theologen wurde oft das Verhältnis von Kirchenkrise und „Gotteskrise“ angesprochen. Man hält Forderungen nach Reformen in der Kirche vor, sie reichen nicht an die tiefer liegende Krise des Glaubens heran und machten es sich deshalb zu einfach. Was ist, von polemischen Überspitzungen einmal abgesehen, von dieser Argumentation zu halten?*

Höhn: Weder ist ein Gleichheitszeichen zwischen „Kirchenkrise“ und „Gotteskrise“ angebracht noch ist die Leugnung eines Zusammenhangs im Recht. In beiden Fällen werden notwendige Zwischenschritte ausgelassen. Unstrittig ist die Kirchenkrise eine Vertrauenskrise, die Folgen hat für die Glaubwürdigkeit des Redens von Gott. Vom Zusammenhang beider Krisen abzulenken, geht auch theologisch nicht auf: Gerade das kirchliche Lehramt legt ja größten Wert darauf, wie sehr es auf die Kirche ankommt, um Gott in dieser Welt zur Sprache zu bringen. Das Zweite Vatikanische Konzil spricht von der Kirche als „Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott wie für die Menschheit“ (Lumen gentium, Nr. 1). Ihre gesellschaftliche und ihre spirituelle Wirklichkeit sind für die katholische Kirche selbst untrennbar. Deswegen hat man ihren Ausstieg aus der gesetzlichen Schwangerschaftskonfliktberatung ja auch mit dem Argument verteidigt, andernfalls werde ihr Gotteszeugnis verdunkelt. Wenn die katholische Kirchenführung ihr eigenes Leitbild ernst nimmt, kann sie sich aus den akuten strukturellen Krisenerscheinungen nicht mit theologischer Unaufrichtigkeit herauswinden.

HK: Gehörte zur Ehrlichkeit aber nicht auch das Eingeständnis der Theologie, dass sie mit ihrer Arbeit gegen die Gotteskrise offensichtlich nicht sehr viel ausrichten kann?

Höhn: Meinem Eindruck nach handelt es sich vor allem um eine Plausibilitätskrise im Blick auf die zentralen Inhalte unserer Rede von Gott. Wie kann man dieses Reden mit einer Welt zusammenbringen, deren Zustand und Selbstverständnis so geartet sind, dass sie ohne Gott gedacht werden will? Das neuzeitliche Autonomie-Ideal hat dazu geführt, dass der Mensch keinerlei Rückgriff auf Gott als Legitimations-, Erklärungs- und Beglaubigungshypothese für innerweltliche Prozesse und Strukturen braucht. Hier muss man theologisch radikal neu ansetzen: Wie schafft man es, von Gott jenseits der Logik innerweltlicher Brauchbarkeit zu sprechen? Wie steht es um die Möglichkeit eines Einwirkens Gottes auf Abläufe in der Welt? Ist so etwas denkbar, ohne eine längst überholte Metaphysik fortzuschreiben oder sich in einen Widerspruch zur Naturwissenschaft zu begeben?

„Fromme Behauptungen müssen mit vernünftigen Begründungen versehen werden“

HK: Steht sich die Theologie heute nicht auch dadurch ein Stück weit selber im Weg, dass sie eine Sprache pflegt, die weder profanen Skeptikern und Suchern weiter hilft noch Menschen, die mit der Kirche und ihrer Tradition stark verbunden sind?

Höhn: Auf dem religiösen Buchmarkt haben derzeit Autoren Erfolg, die aus dem Geist des Evangeliums heraus zugleich auch den Zeitgeist ansprechen. Sie bieten gewissermaßen ein „best of“ aus den spirituellen Traditionen der Religionen. Sie fahren mit einem Schleppnetz durch die Geschichte von Mythos und Mystik und bieten dem Publikum ihre Fundstücke in zeitgemäßen Arrangements an. In einer existenziell resonanzfähigen Sprache und mit einem unaufdringlichen Gestus werden hier auch Bestände der christlichen Tradition wieder nahe gebracht. Bei manchen „spirituellen Bestsellern“ handelt es sich aber auch um pure Bestätigungsliteratur, die von Wiedererkennungseffekten zwischen dem heutigen Individuum und den ausgewählten spirituellen Traditionen lebt. Die akademische Theologie pflegt einen anderen Stil. Sie will nicht bloß bestimmte Wahrheiten bezeugen, sondern mit Argumenten überzeugen. Und deswegen muss sie dafür sorgen, dass fromme Behauptungen mit vernünftigen Begründungen versehen werden. Das gelingt aber nur, wenn man auch mit Gegengründen konfrontiert. Eine solche Theologie zielt nicht aufs Herz oder aufs Gemüt, sondern besteht aus „Kopfarbeit“.

HK: Ist aber dieser Stil wirklich zukunftsträchtig oder müsste auch die akademische Theologie sich etwas einfallen lassen, um an Zeitgenossen besser heranzukommen?

Höhn: Auch der akademischen Theologie geht es darum, den Menschen dieser Zeit das Evangelium wieder nahe zu bringen. Aber nach 2000 Jahren Christentumsgeschichte ist diese Nähe ohne die historisch-kritische Rückfrage nach den Anfang des Evangeliums und seiner Wirkungsgeschichte nicht authentisch herstellbar. Und ohne eine umsichtige Sondierung heutiger Denkvoraussetzungen und Lebensbedingungen ist auch nicht sicherzustellen, dass das Evangelium in der Gegenwart ankommt. Die Theologie muss sich bei jedem Glaubenthema auch mit seiner Strittigkeit und Angefochtenheit auseinandersetzen. Es wäre nicht redlich, jene Gründe auszublenden, die es für viele Zeitgenossen schwer oder unmöglich machen, dem Christentum noch etwas abzugewinnen. Deswegen sind wir vielleicht in den Augen der kirchlichen Öffentlichkeit und des Lehramtes häufig in der Rolle der Bedenkenträger, deren wissenschaftliche Umständlichkeit zudem steril und lebensfern wirken kann. Aber diese Gründlichkeit hilft doch auch dabei, sich nicht mit Denkfaulheit und Gedankenlosigkeit in Glaubensfragen zufrieden zu geben. Den Glauben vertreten können: gute Gründe gegen Kritik und Zweifel vorbringen können. Was gegenüber Kritik immunisiert wird, ist nicht glaubwürdig. Wer in religiösen Angelegenheiten auf Kritik verzichtet, stärkt nicht den Glauben, sondern die Unvernunft. Wer sich heute existenziell für Religion interessiert, möchte aber sicher sein, dass dort nicht Unvernunft und Aberglaube Regie führen.

„Eine Art Doppelexistenz zwischen dem Religiösen und dem Säkularen“

HK: Und welche Haltung gegenüber der Theologie erleben Sie bei den Studierenden, die Jahr für Jahr an die Universität kommen? Nehmen sie das Studium eher als Vorbereitung für einen späteren Beruf in Kauf, sind sie von der wissenschaftlichen Theologie eher abgeschreckt oder fasziniert?

Höhn: Studierende, die eine starke kirchliche Sozialisation durchlaufen haben, kommen teilweise mit der Erwartung auf Bestätigung. Sie möchten hören, dass es gute Gründe dafür gibt, heute Christ zu sein und es zu bleiben. Sie stehen ja nicht zuletzt bei ihren Altersgenossen unter einem permanenten Rechtfertigungsdruck und erhoffen sich von ihren akademischen Lehrern Argumentationshilfen, wie sie diesem Druck standhalten können. Daneben gibt es den sehr großen Teil von Studierenden, die nicht auf einen kirchlichen Beruf hin orientiert sind und auch nicht unbedingt ins Lehrfach wollen. Sie kommen mit einer doppelten Erwartung: Zum einen wollen sie wissen, was denn das Entscheidende am Christentum ist, was dort „Sache“ ist. Allerdings möchten sie den christlichen Glauben nicht im Gestus des Katechetischen oder Missionarischen dargelegt bekommen, sondern erwarten neben der Innen- immer auch die kritische Außenperspektive. Sie wollen wissen, ob er den Vergleich mit anderen Religionen aushält

und ob er auch in der Auseinandersetzung mit der Religionskritik bestehen kann.

HK: Nicht erst heute polemisieren bestimmte kirchliche Kreise gegen die deutschen „Staatstheologen“, die es sich auf ihren staatlich finanzierten Lehrstühlen bequem gemacht hätten, denen aber die wirkliche Kirchlichkeit abgehe. Was steckt hinter diesem Generalverdacht, der immer wieder fröhliche Urständ feiert?

Höhn: Möglicherweise artikulieren sich hier falsche Erwartungen an die Theologie. Sie soll eine Art pastorale Handwerkslehre sein, eine fromme Betriebswirtschaftslehre für das Unternehmen Kirche liefern oder die Pflichtverteidigung des Lehramtes übernehmen. Dann würde in der Tat ein Format theologischer Arbeit genügen, das nicht diskursiv, historisch-kritisch und interdisziplinär angelegt ist. Wenn aber alle in der Pastoral und in der Schule Tätigen immer auch existenziell angefragt und intellektuell angefochten werden, führt kein Weg daran vorbei, sie in die „Kunst der Bestreitung“ einzuführen. Wer Wort und Antwort stehen soll für seinen Glauben, muss über einen Wortschatz der Widerworte verfügen. Bisweilen ist die Kirche ja selbst Anlass der Anfechtung und Auslöser der Bestreitung. Sie gelegentlich daran zu erinnern, ist nicht Ausdruck mangelnder Kirchlichkeit. Im Gegenteil. Wir stehen ja als Theologen an der Universität ständig selbst in einer Situation der Anfechtung und Bestreitung, führen eine Art Doppelexistenz zwischen dem Religiösen und dem Säkularen und müssen uns um entsprechende Übersetzungsprozesse bemühen. Eine solche Situation ist nicht bequem und begünstigt auch keine theologische Bequemlichkeit.

HK: Nicht nur die wissenschaftliche Theologie steht gegenwärtig vor enormen Herausforderungen. Die katholische Kirche selbst befindet sich nicht zuletzt hierzulande in einem Umbruch mit ungewissem Ausgang. Wäre das nicht eine Chance für Bemühungen um eine Entkrampfung im Verhältnis zwischen Theologie und Kirche, nach dem Motto: Geteiltes Leid ist halbes Leid?

Höhn: Was den Leidensdruck zurzeit verdoppelt, ist der Mangel an überzeugenden Alternativen zum Status quo. Uns eint also ein Defizit. Es gibt eine generationentypische Gemeinsamkeit der heute 45- bis 55-Jährigen, die inzwischen die Hauptabteilungsleiter in den Ordinariaten stellt, die theologischen Lehrstühle besetzt und von denen viele auch ins Bischofsamt gekommen sind. Es ist eine Generation, die sich anfangs inspirieren ließ von den Idealen des Zweiten Vatikanischen Konzils und deren Fortsetzung in der Würzburger Synode. Aus institutionenkritischen Idealisten sind vielfach institutionstreue Pragmatiker geworden. Mehr und mehr werden sie unschlüssig, ob sie noch etwas geben sollen auf die Aufbrüche der „68er“ in Kirche und Gesellschaft. Ihre Kraft scheint aufgezehrt. Neues ist nicht in Sicht. Eine gewisse Ratlosigkeit und Verzagtheit sind sozusagen generationentypisch. Die

kirchlichen „78er“ lassen sich beeindruckt von Krisenbilanzen, die zeigen, dass sich ein „aggiornamento“ für die Kirche nicht mehr rechnet. Eine Kirche, die ihre Türen für die Moderne öffnet, riskiert, dass die Zahl jener, die sie durch diese offenen Türen verlassen, größer ist als die Zahl jener, die hereinkommen. Daran wollen die „78er“ nicht schuld sein. Da sie selbst keine Visionen hervorbringen, die es verdienen, keine Utopien zu bleiben, suchen sie Zuflucht beim Ideal der historischen Kontinuität. Nicht allein in den kirchlichen Führungsetagen, sondern auch in theologischen Haupt- und Oberseminaren ist diese Haltung zunehmend antreffbar.

„Man kompensiert mangelnde Fähigkeit zur Innovation mit Traditionstreue“

HK: Das ist allerdings keine gute Basis für die Bewältigung von Veränderungen, die unübersehbar anstehen...

Höhn: Erstmals in der Kirchengeschichte gibt es heute keine eindeutige Reformbewegung, die kritisch-provokativ wäre, gleichzeitig aber auch das Potenzial und die nötige Trennschärfe im Blick auf den Status quo aufwies, um das kirchliche Establishment dazu zu nötigen, sich in ihre Richtung zu verändern. Früher waren Reformbewegungen vielfach exzentrisch, aber die Weisheit der Kirchenleitung bestand darin, sie gleichsam wieder zurückzuholen und die etablierte Kirche ein Stück auf den von ihnen markierten Weg zu führen. In den religiösen Bewegungen der letzten Jahre fehlt dagegen das Potenzial, um strukturelle Veränderungen in der Kirche anzustoßen oder produktive Verhältnisbestimmungen zur säkularen Welt vorzunehmen. Es handelt sich vielfach um „movimenti“, die sehr das Ästhetische und traditionelle liturgische Formen betonen, die stark die Nähe zum kirchlichen Amt suchen und von ihm auch mit entsprechenden Gratifikationen bedacht werden. Aber ich sehe bei ihnen keine Dynamik, die die Kirche als Ganze zu neuen Positionen führen könnte.

HK: Dann wäre prononcierte Lehramts- und Traditionstreue letztlich eine zwar erklärbare, aber nicht wirklich produktive Fluchtbewegung?

Höhn: Sie hängt mit fehlendem Ideenreichtum für die Zukunft zusammen. In einer solchen Situation regiert die Sehnsucht nach besseren alten Zeiten. Man kompensiert mangelnde Fähigkeit zur Innovation durch Traditionstreue. Man hält diese Treue für einen festen Anker, der es ermöglichen soll, den Stürmen der Zeit standfest zu begegnen. Aber wer vor Anker liegt, kommt nicht mehr vorwärts – und kann im Sturm gleichwohl untergehen.

HK: Aber das Katholische übt ja derzeit über die Kirche hinaus als Phänomen der religiösen Kultur eine gewisse Faszination aus, die an die konservativ-ästhetische Wende in der Romantik

denken lässt. Kann eine solche Haltung mit wissenschaftlicher Theologie irgendetwas anfangen?

Höhn: Man ist offensichtlich über den Vorwurf der Selbstsäkularisierung der Kirche so erschrocken, dass man jetzt mit einer Selbstsakralisierung reagiert, bei der die Theologie keine Rolle spielt, schon gar nicht eine kritische Theologie. Zuflucht bietet ein liturgischer Ästhetizismus, der mit starken Bildern operiert und es der Kirche erlaubt, auf diese Weise „einen guten Eindruck“ zu machen. Die Exposition des Christlichen, speziell des Katholischen, erfolgt hier nicht wie in früheren Jahren durch eine moralisierende Glaubensrede, sondern vielmehr über Bilder, Riten und Rituale. Man exponiert sich nicht mehr in politischen Feldern, sondern imponiert mit starken ästhetischen Auftritten. Vielleicht entsteht dabei sogar eine besondere Aura. Wem dies genügt, der braucht keine Theologie, die kritische Nachdenklichkeit pflegt.

HK: Was könnte und müsste die Theologie diesen Tendenzen in der Kirche entgegensetzen? Sollten sich die Theologen erst einmal untereinander verständigen, um mehr an einem Strang zu ziehen und dadurch wirksamer operieren zu können?

Höhn: Ja und Nein. Wir brauchen sogar mehr Pluralitätsfähigkeit in der Art und Weise, wie Theologie getrieben wird. Vielleicht müssten Theologen kreativer sein im Blick auf Formen, mit denen sie an die Öffentlichkeit treten. Es müssen nicht immer Resolutionen sein. Was ist mit der Darstellungsform des Essays, der mit Esprit, mit der assoziativen Kraft starker Gedanken arbeitet? Wie steht es um den Mut zu medialer Präsenz und zum friedlichen Streitgespräch? Wo bleibt die Diskursform des Plädoyers, bei dem die Schärfe der Argumentation und nicht bloß ein scharfer Ton dominiert? Das zuweilen höchst aggressive Unverständnis, dass das Theologen-Memorandum gefunden hat, ist auch ein Beleg dafür, wie „ungeübt“ Initiatoren und Kritiker hinsichtlich solcher Formen theologischer Öffentlichkeitsarbeit sind.

„Entspricht das unterscheidend Katholische stets dem entscheidend Christlichen?“

HK: Nach der „Kölner Erklärung“ entstanden die regelmäßigen „Mainzer Gespräche“ zwischen Bischöfen und Theologen, es entstand auch die „Europäische Gesellschaft für katholische Theologie“. Wären heute neue Gesprächsforen zwischen der Theologie und dem kirchlichen Amt nötig, um das gegenseitige Verhältnis zu entkrampfen?

Höhn: Die Beziehungen der Bischöfe zu den theologischen Fakultäten und Instituten sind nicht einheitlich. Es gibt regelmäßige Konsultationen von Bischöfen mit „ihren“ Fakultäten. Einzelne Theologen werden auch als persönliche Berater von ihrem Ortsbischof geschätzt. Allerdings beschränken sich manche Bi-

schöfe auch darauf, als Instanz des „Controlling“ aufzutreten, wenn es etwa um die Genehmigung von Studien- und Prüfungsordnungen geht. Vielleicht kann man künftig die katholischen Akademien als Orte für einen intensiveren Austausch nutzen – etwa als diözesane Zukunftswerkstätten. Daneben sollte man bei den Jahrestreffen der theologischen Arbeitsgemeinschaften auch der Begegnung mit Vertretern der fachnahen Kommissionen der Bischofskonferenz größeren Raum geben.

HK: Wie könnte man sich die Beteiligung der akademischen Theologie am geplanten Dialogprozess in der Kirche in Deutschland vorstellen?

Höhn: Wir Theologen sind nicht Gesprächsveranstalter. Hier sind zunächst die Deutsche Bischofskonferenz und das Zentralkomitee der deutschen Katholiken am Zug. Bisher sind die Konturen dieses Dialogprozesses nur sehr schemenhaft erkennbar. Ich gehe aber davon aus, dass etliche Kolleginnen und Kollegen unabhängig davon die Ereignisse um das Theologen-Memorandum aufarbeiten werden. Vermutlich werden sehr bald Veröffentlichungen vorliegen, die genau das aufweisen, was man als Defizite des Memorandums beklagt hat: Theologische Tiefe, Nachweis der Korrelationen zwischen Glaubens- und Kirchenkrise, Perspektiven für den weiteren Weg der Kirche in der Welt von heute.

HK: An welchen entscheidenden Punkten müssten sich denn kirchliches Amt, Laienorganisationen und wissenschaftliche Theologie in den kommenden Jahren gemeinsam abarbeiten? Wo bestünde besonders dringlicher Reflexions-, Diskussions- und auch Handlungsbedarf?

Höhn: Das erste große Thema wären die künftige Sozialgestalt und die künftigen Aktionsformen von Kirche. Es muss neben den neu zugeschnittenen Gemeinden andere Formen kirchlicher Antreffbarkeit in der Gesellschaft geben, seien es Netzwerke oder flexible „Bürgerinitiativen des Heiligen Geistes“. Wir brauchen beispielsweise auch eine intensivere Kirchenbindungs- und Kirchenaustrittsforschung. Wenn im Jahr 2010 mehr als 80 000 Gläubige in Bayern ihre Kirche verlassen haben, geht es um mehr als um einen statistischen Spitzenwert. Nicht zuletzt bedarf es auch einer Neubestimmung, was das vom Zweiten Vatikanischen Konzil hervorgehobene „gemeinsame Priestertum aller Gläubigen“ in der Praxis bedeuten kann, etwa im Blick auf die Aufgaben von Laien in Liturgie und Gemeindeleitung.

HK: Und was gehörte im Verhältnis von Kirche und Gesellschaft ganz nach oben auf die Tagesordnung?

Höhn: Einige Soziologen machen der katholischen Kirche das Kompliment, sie bleibe durch die Markierung von kulturellen Differenzen und sozialen Asymmetrien für die übrige Gesellschaft interessant. Sie warnen davor, dass die Kirche der bür-

gerlichen Gesellschaft zum Verwecheln ähnlich wird. Bei diesen Voten kommt aber nie in den Blick, ob das unterscheidend Katholische auch stets dem entscheidend Christlichen entspricht. Steht die Logik des Unterscheidens nicht in der Gefahr, primär mit Ausschließungen zu arbeiten? Zur Grundbotschaft des Christentums gehört aber, dass es keinen Unterschied zwischen Menschen gibt, der nicht von einer je größeren

Gemeinsamkeit umgriffen wird. Theologisch gesprochen: Es gibt keine Verschiedenheit unter Menschen, die nicht von der je größeren Gemeinsamkeit ihrer Gottebenbildlichkeit und des universalen Heilswillens Gottes relativiert wird. Davon hat die Kirche in der Welt von heute ein widerständiges Zeugnis abzulegen. Denn es ist eine Welt, die der Logik der Differenz und des Ausschließens folgt.